

Der Pfleger kommt aus Jordanien

In Deutschland herrscht Pflegenotstand. Fachkräfte aus dem Ausland sollen die Lücken stopfen. Zwei Unternehmer machen daraus ein Geschäft.

Von Inge Kloepfer

Nicht macht erfinderisch. Das gilt auch für Yazid Shammout. Der Hannoveraner Unternehmer mit palästinensischen Wurzeln, der einen Pflegekonzern mit 1600 Betten und 1000 Mitarbeitern betreibt, akquiriert seit knapp einem Jahr sein Personal nicht mehr nur in Deutschland, sondern auch in Jordanien. Im März werden die ersten 26 ausgebildeten jordanischen Krankenpfleger, die er kürzlich unter Vertrag genommen hat, in der niedersächsischen Landeshauptstadt aufschlagen.

Jordanien kennt er gut. Seine Mutter und Freunde leben heute dort. „Eigentlich entstand die Idee, jordanische Pflegekräfte nach Deutschland zu holen, aus einer Bierlaune heraus“, sagt er, „eines Abends in Amman.“ So lange ist das noch gar nicht her. Aus dem beiläufigen Gespräch wurde schnell sehr viel mehr. Shammout kontaktierte den Präsidenten der Universität, an der die Pflegeanwärter studieren, und schlug ihm vor, parallel zum regulären Studium Deutschkurse als Wahlfach anzubieten, um die Chancen der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen. Er dachte an eine Beschäftigung in Deutschland.

„Anders als hier ist der Pflegeberuf in Jordanien ein Studiengang mit Bachelor-Abschluss“, sagt Shammout. Jordanische Pflegekräfte seien sehr gut ausgebildet. Genau solche will er jetzt hierher holen. Aus gutem Grund: Seit seiner Gründung 1994 ist der Dana-Konzern auf 16 Senioreneinrichtungen, 13 Pflegeheime und drei Residenzen gewachsen, und überall fehlt es an Personal. Die Personallücke von 38 000 Pflegekräften, die es in Deutschland zu wenig gibt, spürt auch er.

Am 27. Januar hat die erste Gruppe ihre Sprachprüfung in Deutsch am Goethe-Institut in Amman bestanden. Die Arbeitsverträge mit der Dana GmbH sind seit wenigen Tagen unterschrieben, die Visa-Anträge in der Botschaft gestellt. Shammout ist zuversichtlich. Seit langem schieben seine Mitarbeiter Überstunden, weil der Markt für Pflegekräfte leergefegt ist. Die künftigen Kollegen haben noch eine Schulung vor sich, dann soll in seinem Konzern personalpolitisch Entspannung eintreten.

Der Pflegeunternehmer hatte es eilig. Auf das neue Einwanderungsgesetz, das im Dezember beschlossen wurde, wollte und konnte er genauso wenig warten wie auf irgendwelche Ausbildungsinitiativen der Bundesregierung. Bevor er die Idee mit Jordanien ernsthaft anging, hatte er sich mit der niedersächsischen Landesregierung abgestimmt, die ihm das „Go“ für das exotische Ansinnen gab. Auch in der Arbeitsagentur Niedersachsen sprach er vor – mit Erfolg. Immerhin erklärte die sich bereit, im Rahmen des eigentlich Deutschen vorbehaltenen Förderprogramms „Wegebau“ die Kosten für Schulung und Prüfung der Jordanier hierzulande zu übernehmen.

Was Shammout in der Altenpflege erlebt, kennt Harald Fischer aus den Krankenhäusern sehr genau. „Das hat nichts mehr mit Notstand zu tun. Wir befinden uns bereits in der Mangelverwaltung“, sagt er. Der 54-Jahre alte Unternehmer aus Bad Soden war schließlich selbst viele Jahre in der Branche tätig – als Pflegedienstleiter in einem Frankfurter Krankenhaus. Vor vier Jahren beschloss Fischer, dem Beruf den Rücken zu kehren und sich selbstständig zu machen – gemeinsam mit seiner Frau, die Jahrzehnte auf der Intensivstation verbracht hat, und seiner Schwester. Über einen Freund aus Jordanien kam auch er darauf, dass es sich lohnen könnte, den händerringend nach Pflegekräften suchenden deutschen Kliniken mit einem Angebot jordanischer Pflegekräfte unter die Arme zu greifen. Jordanien gilt als „die Schweiz des Nahen Ostens“, ein vergleichsweise offenes Land mit freundlichen Menschen und vielen Familien, die ihre Mitglieder ins Ausland schicken. Die Geschäftsidee war geboren, bald auch die Firma „Medical Work Solution“.

Seit drei Jahren übernimmt das Familienunternehmen nun für potentielle Arbeitgeber wie Krankenhäuser und Kliniken alle notwendigen Formalitäten für Rekrutierung, Qualifizierung und die Einreise der Jordanier. Dazu gehört auch der Prozess der Anerkennung der Gleichwertigkeit jordanischer Berufsabschlüsse. „Das kommen insgesamt einhundert Behördenschritte zusammen“, sagt Fischer. Ein unglaublicher Wust an Formularen, mit dem die Bewerber schon in Jordanien zu kämpfen haben. Mit Hilfe der deutschen Botschaft dort organisiert er die Einreise, zu deren Grundvoraussetzungen ein Arbeitsvertrag und dann die Aufenthaltsgenehmigung gehören. Sprachkurse, Sprachprüfung und einen Integrationskurs haben auch seine Bewerber schon vor Ort absolviert. Die Arbeit mit den Behörden in Deutschland sei mühsam und von Stadt zu Stadt immer wieder anders. Aufenthaltsgenehmigung, Arbeitslaubnis, dazu die Bescheinigung, dass es keinen EU-Bürger gibt, der den Job nicht auch erledigen könne, und vieles mehr. Manchmal ist die eine Bescheinigung Voraussetzung für die andere und umgekehrt. Dann wird es schwierig. 40 Jordanier und Jordanierinnen hat er schon vermittelt. 130 befinden sich derzeit in dem umfangreichen Verfahren, 1500 haben sich beworben. Die hohen behördlichen Hürden dürften der Grund sein, warum vor allem Krankenhäuser davor zurückschrecken, sich um Pflegekräfte aus dem Nahen Osten zu bemühen.

Belal Abu Sa'da ist einer von Fischers Schützlingen. Er arbeitet als Krankenpfleger in der Frankfurter Uniklinik. Der 29-Jahre alte Jordanier hat vier Jahre Krankenpflege studiert und mehrere Jahre Berufserfahrung gesammelt, bevor er nach Deutschland kam. „Es ist ein Traum, dass ich jetzt hier bin“, sagt er in ziemlich flüssigem Deutsch. Von den Kollegen fühlt er sich akzeptiert, für die Schichtleitung war er auch schon eingeteilt. Einzig an den Papierkram im Krankenhaus musste er sich erst einmal gewöhnen; in Amman läuft vieles digital. Und mitunter auch an den Stress. Tatsächlich spüre man, dass es an allen Enden und Ecken nicht reicht mit dem Personal. „So 40 bis 50 Überstunden kommen da im Monat zusammen“, berichtet er. Verdruss bereitet ihm das nicht. Manchmal wundert es ihn lediglich noch, wie sehr die Pfleger hierarchisch unter den Ärzten stehen, in Jordanien sei das anders, zumal Pfleger und Ärzte im Studium auch viel gemeinsam lernen. In den Krankenhäusern dort dürften Pfleger sehr viel mehr als hier. Er fühlt sich in Deutschland wohl. Abu Sa'da ist ein Muslim, der keine religiösen Vorbehalte kennt. „Wenn ich in einem anderen Land bin, dann will ich natürlich auch nach den Lebensgewohnheiten des Landes leben.“ Selbstverständlich gibt er Frauen die Hand – eine Voraussetzung, dass man überhaupt vermittelbar ist. Er geht mit seinen Kollegen auch gern zu einem Fußballspiel der Eintracht und kümmert sich um Neuankommlinge aus seinem Heimatland, die wie er über Medical Work Solution nach Deutschland gekommen sind und denen es noch nicht so gut geht wie ihm. Belal Abu Sa'da ist tatsächlich schon ganz hier angekommen. Deutschland sei ein sicheres Land mit sehr vielen Möglichkeiten. Auch für eine zukünftige Familie. Mit einer jordanischen Apothekerin ist er verlobt, die schon begonnen hat, Deutsch zu lernen.

Derzeit verdient er 1600 Euro netto, kann gut davon leben und ist zufrieden. Vielleicht wird er irgendwann einmal studieren, noch einen Master machen. „Doch dafür muss mein Deutsch noch besser werden“, sagt er. Krankenpflege wird auch hierzulande inzwischen als Studiengang angeboten. Er könnte sich also weiterbilden. Schließlich ist er begeisterter Krankenpfleger. Den wenigen Urlaub, den er in Jordanien hatte, ist er mit



Der Jordanier Belal Abu Sa'da arbeitet in der Frankfurter Uni-Klinik als Pfleger: „Es ist ein Traum, dass ich jetzt hier bin.“

Foto Andreas Pein

einer mobilen Klinik regelmäßig in eines der Lager für syrische Flüchtlinge gefahren, um dort zu helfen.

Mehrmals im Jahr fliegt Fischer nach Amman. Die Rekrutierung läuft über Facebook, die Vorstellungsgespräche finden in einer Sprachschule statt, in der Deutsch bis zum Niveau von B2 unterrichtet wird. Inzwischen hat sich auch dort herumgesprochen, dass Medical Work Solution Leute sucht. Dass der Transfer von Jordanien nach Deutschland so gut funktioniert und die Kliniken so ausnehmend zufrieden sind, liegt nicht nur an der sehr guten Ausbildung der Jordanier, sondern wohl auch daran, dass diese von Fischer und seiner Frau allesamt persönlich betreut werden. Er holt sie vom Flughafen ab und bringt sie zu ihrem Arbeitgeber, der meist schon eine Wohnung organisiert hat. Es gibt immer ein Willkommensabendessen gemeinsam mit denen, die schon länger hier sind. Fischer weiß, wie wichtig die engmaschige Betreuung gerade am Anfang ist, hat er doch als Pflegedienstleiter einst selbst mit ausländischen Arbeitskräften gearbeitet und deren Frustration erlebt, weil sie weder gut vorbereitet ka-

men noch eingebunden wurden. Deshalb weiß er auch um die Bedeutung einer gewissen interkulturellen Kompetenz. Da machen nicht nur die Jordanier Integrationskurse. Auch dem Klinikpersonal bietet das Familienunternehmen interkulturelle Workshops an. Klagen über seine Schützlinge gab es von Klinikseite noch nie.

Bei Dana-Chef Shammout haben die beiden nächsten Jahrgänge schon mit dem Deutschkursen begonnen. Er hat inzwischen 150 000 Euro in sein neues Unterfangen investiert. Das ärgert ihn manchmal, wäre es doch Aufgabe des Staates, die Menschen auszubilden und bereitzustellen, die der Pflegemarkt benötigt. Bewerber hat auch er mehr als genug – vor allem, seit die erste Gruppe ihre Arbeitsverträge unterzeichnet hat. Da setzte plötzlich von heute auf morgen eine richtige Welle ein. Das Telefon seines jordanischen Scouts stand nicht mehr still. „Hinterher wurde uns klar, dass unsere neuen Mitarbeiter alle ihre Arbeitsverträge auf Facebook gepostet hatten.“ Er ist sehr zuversichtlich, dass er – anders als vor ein paar Jahren noch mit Spaniern, die wegen der Krise nach Deutschland kamen – seine Pflegelücke

mit den Landsleuten füllen kann. Viele der Spanier waren nach einem Jahr wieder weg. Jetzt soll das anders werden, denn bei den Jordaniern sind die Hürden der Einreise viel höher, die Gehaltsunterschiede zwischen Deutschland und deren Heimatland deutlich größer, der Wille stärker. Er kennt das schließlich aus seiner eigenen Geschichte: Seine Eltern wurden 1948 aus Palästina vertrieben, er kam im Libanon zur Welt. Mit 16 Jahren schickten sie ihn auf ein Internat nach Magdeburg. An der Humboldt-Universität studierte er Wirtschaftsgeschichte und promovierte. Danach kehrte er in den Nahen Osten zurück, um bei einer Investmentgesellschaft in Kuwait zu arbeiten. 1992 wurde er nach Deutschland versetzt. Er kam mit jordanischem Pass. Seinen kuwaitischen Arbeitgebern empfahl er, in Deutschland in Pflegeheime zu investieren – angesichts der demographischen Entwicklung könnte sich das lohnen. Die Kuwaitis folgten ihm und entwickelten die Immobilien, die er betreibt. 1994 gründete er sein Unternehmen, die Dana GmbH.

Dass er und auch Fischer in Jordanien dringend benötigtes Pflegepersonal abwerben, ist nicht der Fall. Im Gegenteil: Die Hochschulabsolventen tun sich dort häufig sehr schwer, sofort einen Arbeitsplatz zu finden. Jordanien ist ein junges Land – anders als Deutschland. Die Zahl der Pflegekräfte übersteigt den Bedarf. Viele ziehen in die Golf-Region, wo man sehr gut verdienen kann, die besonders Mutigen wagen den Sprung Richtung Europa.

Personalmangel in der Pflege ist das eine, die Bettenkapazität das andere. Das gilt vor allem für die Seniorenbetreuung. Insgesamt fehlen in Deutschland bis 2030 zwischen 200 000 und 300 000 Plätze. Neue Heime entstehen derzeit nicht, weil sie sich nicht finanzieren lassen. „Wir sind zu 99 Prozent ausgelastet“, sagt Shammout. Seine Kapazitäten würde er gerne noch erweitern. Doch sind die Baukosten immens – je Bett liegen sie derzeit wegen der hohen Auflagen bei 100 000 und 120 000 Euro. Die Refinanzierung aber ist auf 75 000 Euro gedeckelt. „Deswegen investiert im Moment

auch keiner.“ Die 300 000 neuen Pflegeplätze zu bauen, die Deutschland auf Dauer benötigt, würde 40 Milliarden Euro kosten. Und wenn man trotzdem bauen würde, bekäme man keine Pflegekräfte und damit auch keine Betriebsgenehmigung. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz.

Harald Fischer und Yazid Shammout sind beide politisch engagiert und bis nach Berlin gut vernetzt. Fischer hat sich zweimal für die Grünen um das Bürgermeisteramt in Bad Soden beworben. Allerdings erfolglos. Shammout war erst kürzlich beim Bundesgesundheitsminister, um ihm zu sagen, dass nicht nur Fachkräfte, sondern auch ein verlässlicher politischer Kurs vonnöten seien. Fragt man ihn danach, was er von der jüngsten Ausbildungsoffensive der Bundesregierung hält, winkt er ab. „Ausgerechnet jetzt, da Deutschland demographisch so sehr Druck steht, bringt der Versuch gar nichts, die Pflege als Beruf attraktiver zu machen. Sie wird es nicht“, sagt er. „Das hätte die Politik viele Jahre früher angehen müssen.“ Es gebe, meint er, für junge Menschen viel zu viele interessante Alternativen, in denen sie genauso gefragt seien wie in Heimen oder im Krankenhaus. Sie würden schließlich nicht nur in der Kranken- und Altenpflege dringend gebraucht. „Warum soll jemand in die Pflege gehen, wenn er sich nicht wirklich dazu berufen fühlt?“ Es liege auch nicht an der Bezahlung – so schlecht sei diese nicht. Mit Wochenend- und Schichtzuschlägen komme die ausgebildete Pflegekraft im Schnitt auf 3000 Euro brutto, nicht weniger als in anderen Ausbildungsberufen.

Von Gesundheitsminister Jens Spahn fordert Shammout endlich eine gute Imagekampagne für den Beruf. „Wir haben Jahrzehnte in der Pflege nur nach Defiziten gesucht“, sagt er. „So wurde der Beruf stets kommuniziert.“ Eine echte Würdigung habe es nie gegeben. Kein Wunder, dass er kein gutes Image habe. „Das Image des Pflegeberufes muss endlich dem gerecht werden, was die Pflege vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung heute schon ist – eine tragende Säule der sozialwirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes.“



Yazid Shammout, Chef der DANA-Gruppe, die Pflegekräfte importiert. Foto Patrick Slesiona



Harald Fischer vermittelt mit seiner Firma ausländische Krankenpfleger. Foto Andreas Pein